№ 2 1896

Neue Gartenlaube.

Beilage zum „Danziger Courier".

Die Enterbte des Glücks.

Preis-Roman von E. Perodi.

Befugte Bearbeitung aus dem Italienischen.

[2] IV. (Fortsetzung.)

Am Abend kam der Professor wieder und da er die Kranke noch immer schlafend fand, zog er die Nonne in eine Fensternische und sprach sehr ernsthaft mit ihr.

„Ich sehe jetzt schon, daß Sie einen günstigen Einfluß auf die Kranke ausüben und ich bitte Sie, von demselben Gebrauch zu machen, um sie aus Unthätigkeit und Schweigen emporzureißen, zumal die Heilung dieser Unglücklichen viel mehr von ihrer Umgebung, als von den Arzneien abhängt, welche der Arzt zu geben vermag. Trachten Sie, selbst des Nachts, die Kranke nie allein zu lassen, sie unausgesetzt zu beobachten und mir zu wiederholen, was sie spricht. Ich glaube nicht, daß der Tod eines wenige Tage alten Kindes den Wahnsinn dieser armen Frau verschuldet hat, ich suche nach der wahren Ursache, die ich nicht kenne; nicht ein Auflauern ist es, das ich von Ihnen fordere; ich möchte nur, daß Sie alles beobachten, damit es mir leichter ermöglicht werde, die Krankheit zu besiegen. Sie begreifen, daß ich mit Angehörigen der Familie nicht so reden könnte, ohne sie der Notwendigkeit auszusetzen, Familiengeheimnisse zu offenbaren, deren Entdeckung ihnen vielleicht schmerzlich sein würde."

„Ich begreife" — erwiderte Schwester Ludovica, indem sie den Professor mit den großen, blauen Augen verständnisvoll anblickte, „und werde genau beobachten, Ihnen auch alles gewissenhaft mitteilen. Die Marchesa hatte mir das Glück des jungen Paares so sehr gerühmt, daß ich wähnte, keine andre Ursache, als der Tod des Kindes könne den Wahnsinn herbeigeführt haben."



Adolf v. Bardeleben †.

„Alle rühmen die glückliche Ehe der jungen Frau, aber das menschliche Herz ist reich an Geheimnissen und jede Familie hat in irgend einem verborgenen Plätzchen einen dunkeln Punkt zu verzeichnen!" entgegnete der Professor, während er die Nonne bei diesen seinen Worten scharf ins Auge faßte.

Schwester Ludovica verstand die Bedeutung dieses Blickes und da sie dem erfahrenen Arzt nicht verraten wollte, daß derselbe sie verwirre, trat sie geneigten Hauptes auf die Kranke zu, bemüht, sie daran zu hindern, den Hund welchen sie auf dem Schoß hielt, unaufhörlich an den Ohren zu ziehen, oder ins Fell zu kneipen.

Nach dem ärztlichen Besuch folgte wieder eine Mahlzeit, bei welcher die Irre allerhand tierischen Unarten nachzugeben bestrebt war. Dann saß Schwester Ludovica in tiefe Gedanken versunken, sie betrachtete die Leidende jetzt nicht mehr wie eine Wärterin, sie sah sie mit dem Blick eines Arztes an und sagte sich, daß sie in erster Linie versuchen müsse, das Herz der Unglücklichen zu heilen, bevor sie hoffen dürfe, ihr wahre Linderung zu bringen. Die körperlichen Kräfte, welche der Aermsten zu schwinden begannen, stellten sich nach und nach wieder ein und die christliche Barmherzigkeit, von der ihre Seele erfüllt war, veranlaßte sie zu fassen, daß die Aufgabe, welcher sie gegenüberstand, nicht gar zu schwierig sei. Abends legte sie die Kranke zu Bett und bekundete dabei all' jene Sorgfalt, die eine zärtliche Mutter einem lieben Kinde gegenüber an den Tag zu legen im stande ist! Mit einem feinen Schwamm wusch sie ihr Gesicht und Hände, kämmte ihr das struppige, verwilderte Haar und die Kranke ließ sich alles gefallen, schloß die Augen und fühlte sich offenbar behaglich unter der zärtlichen Berührung der feinen Hände.

Erst, als ihre Pflegebefohlene schlief, überließ Schwester Ludovica dieselbe der

Wärterin und begab sich nach dem Gemach, in welches man ihre Reisetasche gebracht hatte; es war dies ein einfacher Raum, der das Gefühl des Unbewohnten hervorrief.

Nachdem Schwester Ludovica die Thür hinter sich abgesperrt, nahm sie den schwarzen Schleier und die Haube ab; jetzt, wo sie so dastand, ohne die Abzeichen ihres Berufes, die ihrer Erscheinung gewissermaßen einen strengen Ausdruck verliehen, sah sie viel schöner, wenn auch etwas weniger durchgeistigt aus.

Im Zimmer sich umblickend, gewahrte sie ein kleines Gestell, auf welchem einige Bücher lagen, sie griff nach einem derselben, es waren die Gedichte Giustis, der Name dieses Schriftstellers berührte sie wehmütig; erinnerte sie sich doch, daß sie viele seiner Gedichte auswendig wußte, daß manche derselben sie tief gerührt hatten.

Während sie in dem Buch blätterte, stieß sie einen leisen Schrei aus und legte es dann mit einer Hast nieder, als ob sie etwas berührt hätte, an dem sie sich verbrannt.

Auf dem ersten Blatt stand geschrieben: „Ischia, 20. September 1879. Heinrich."

Dieses Datum und dieser Name ließen sie schwindlich werden, sie erinnerten an eine Vergangenheit, welche längst hinter ihr lag und die nun mit einem Schlage wieder vor ihrer Seele erstand.

Sie bemühte sich, in den strengen Satzungen ihres Ordens eine Schutzwehr gegen diese noch allzu lebhafte Erinnerung zu finden und als ob sie fühlte, daß die Tracht, welche sie trage, sie vor weltlichen Gedanken schütze, griff sie hastig nach Schleier und Haube, legte dieselben von neuem an und kehrte in das Zimmer der Kranken zurück, indem sie die Wärterin verständigte, daß sie selbst die Nachtwache übernehmen werde.

Eine Krystallampe, die von der Decke niederhing, verbreitete mattes Licht; die Irre schlief ruhig. Schwester Ludovica bemerkte jetzt ein Christusbild von Elfenbein, welches an der Wand hing. Sie sank vor demselben in die Knie und verrichtete ein inbrünstiges Gebet. Doch auch dieses war nicht im stande, die Erinnerungen aus ihrer Seele zu bannen. Erinnerungen, welche jenes Buch, jenes Datum und vor allem jene Namensunterschrift heraufbeschworen hatten.

V.

Schwester Ludovica, ihrem weltlichen Namen nach Gabriele von Montbrisant, war in Chambery zu einer Zeit geboren, da diese Stadt unter italienischer Herrschaft stand. Sie gehörte einer altadligen Familie an, deren Schicksale mit dem Hause Savoyen stets eng verwoben gewesen.

Graf Montbrisant hatte als Major bei der Kavallerie gestanden, zu der Zeit, als Savoyen an Frankreich abgetreten wurde. Er wollte dem König der italienischen Nation treu bleiben und da er als Savoyarde nicht in einer Stadt weiter leben mochte, die für ihn reich an traurigen Erinnerungen war, übergab er die Verwaltung seiner Güter einem gewissen Morando und führte Frau und Tochter nach Turin, um sie nicht den wechselvollen Widerwärtigkeiten eines Garnisonlebens aussetzen zu müssen.

Die Gräfin starb im Jahre 1866, kurz vor dem Kriege, an einem schweren innern Leiden und da ihr Gemahl, welcher inzwischen zum Oberstleutnant emporgestiegen, sich zu seinem Regiment begeben mußte, sah er sich veranlaßt, seine Tochter den Damen des Herz-Jesu-Klosters anzuvertrauen, bei welchen die verblichene Gräfin ebenfalls erzogen worden.

Gabriele wuchs in diesem Kloster ziemlich vereinsamt auf; der Schmerz um den Tod der Mutter und um die Trennung vom Vater hatten sie früh reif gemacht und veranlaßten sie, sich von den übrigen Kindern fern zu halten. Die einzig wahre und große Neigung ihres Lebens flößte ihr der Vater ein, welchen sie wegen seines stolzen, mutigen und strengrechtlichen Charakters bewunderte und der ihre Liebe, welche sie ihm entgegenbrachte, mit Zinsen zurückgab. Aus angeborner Keuschheit der Seele redete sie mit ihren Spielgenossinnen nie von diesen ihren Gefühlen, denn sie fürchtete den Spott. Schön, geistig bedeutend veranlagt und herzensgut, machte Gabriele inmitten ihrer hochadligen Genossinnen den Eindruck einer Königin, welche von ihren Ehrendamen umgeben war. Die Frauen des Herz-Jesu-Klosters hatten eine besondere Vorliebe für sie und stellten sie den andern Mädchen immer als Beispiel der Sanftmut und der Klugheit auf. Ohne Anstrengung lernte sie und nicht nur für den Unterricht, daneben malte und sang sie, ihr Geist erfaßte die schönen Wissenschaften, während ihre Finger sich bei jeder häuslichen Arbeit höchst anstellig erwiesen.

Der Augenblick der Wiedervereinigung mit dem Vater war für Gabriele eine grenzenlose Freude. Er kommandierte zu jener Zeit ein in Verona liegendes Kavallerie-Regiment und führte sie im Triumph nach dem Palast, welchen er bewohnte und in welchem er für sie ein allerliebstes Heim hergerichtet.

Der Oberst erwähnte seiner Tochter jederzeit mit großem Stolz und so kam es, daß die Offiziere des Regiments und die zahlreichen Freunde des Grafen von Montbrisant ein glänzendes Fest vorbereitet hatten, um den Einzug der Tochter in das Vaterhaus zu feiern.

Schön, bescheiden und einfach, wie Gabriele war, verstand sie es bald, unter den Frauen und Mädchen sich Freundinnen zu erwerben.

Inmitten des Weltlebens entsagte Gabriele doch ihren religiösen Uebungen nicht, immer auch fand sie Zeit, das Hauswesen zu besorgen und ihrem Vater Gesellschaft zu leisten. Sanft und liebreich zeigte sie sich gegen alle Leute, welche mit ihr zu thun hatten, und jeder liebte sie. Ihren Vater vermochte sie, keine Gesellschafterin ins Haus zu nehmen, um die Gemütlichkeit des Familienlebens nicht zu stören. Sie ließen eine alte Schließerin von ihrer Besitzung aus Savoyen zu sich kommen, welche Gabriele zur Kirche begleitete und die sonstigen notwendigen Gänge für sie besorgte. Ihre musikalischen Uebungen setzte sie unter der Leitung eines tüchtigen Lehrers fort und auch die Sprachen vernachlässigte sie nicht.

Nach zwei Jahren eines heitern, glücklichen Lebens in Verona, das nur zeitweise durch kleine Reisen nach Tirol unterbrochen worden, ernannte man den Oberst Grafen Sarcey von Montbrisant zum General und sendete ihn nach Sardinien.

Das Pflichtgefühl sprach so lebhaft in der Seele des alten Soldaten, daß er, noch bevor er mußte, nach seiner neuen Garnison abreiste. Die Tochter bereitete sich darauf vor, ihm zu folgen, ohne daß es ihr auch nur in den Sinn gekommen wäre, zu wünschen, daß man den Vater nach einer weniger entfernten Gegend geschickt haben würde.

Soldaten müssen auf all' derlei Dinge gefaßt sein und haben vor allem zu gehorchen, das wußte sie.

„In Sardinien werde ich mein Klavier, meine Bücher haben," sagte sie, „ich werde neue Landschaften sehen, die es mir vielleicht gelingt, auf die Leinwand zu zaubern, vor allem aber bin ich auch dort des Glückes teilhaftig, in der Nähe meines Vaters zu sein."

VI.

An dem Tage, an welchem der Oberst, nachdem er zurückgekehrt war, um seine Tochter zu holen, für immer mit dieser abreiste, herrschte große Trauer in der Garnison von Verona und der Eisenbahnabteil, den Vater und Tochter bestiegen, vermochte die Menge von Blumen gar nicht zu fassen, welche die Offiziere als letztes Zeichen ihrer Verehrung der Tochter ihres früheren Vorgesetzten überbrachten.

Dem Oberst standen die Thränen in den Augen, während er die Hände schüttelte, die sich ihm freundschaftlich entgegenstreckten, seinen Trost jedoch, seine Welt nahm er mit sich, und kaum setzte der Zug sich in Bewegung, so brachte er dieses zärtliche Gefühl Gabriele gegenüber auch schon zum Ausdruck. Die Tochter umarmte ihn voll Innigkeit, um ihm für die große Freude zu danken, welche er ihr damit bereitete.

Während der zwei Jahre, in denen das junge Mädchen im Vaterhause geweilt, hatte niemand um ihre Hand angehalten, wenn auch viele Herzen ihr entgegenschlugen — die große seelische und geistige Ueberlegenheit der jungen Dame hatte allen solche Hochachtung eingeflößt, daß niemand es wagte, um ihre Hand zu werben.

In ihrem neuen Heim schickte Gabriele sich an, ein schlichtes und häusliches Leben zu führen; sie las und studierte viel, ritt wohl auch in der freien Zeit mit ihrem Vater spazieren und sehnte sich gar nicht zurück nach dem Glanz, welcher sie in Verona umgeben.

Nach einem Jahr wurde General Graf Montbrisant nach Alessandria und von da nach Neapel versetzt.

Der Anblick dieser großartigen Stadt, der Anblick Ischias und Sorrents, mehr noch Pompejis, welches gleichsam aus der Asche hervorsteigt, verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf Gabrieles Gemüt zu machen. — Die äußere Kühle ihres Wesens, welche ihr zur zweiten Natur geworden, schmolz unter der Glut der neapolitanischen Sonne.

Es war die Zeit der Spazierfahrten und Spaziergänge. Gabriele war viel mit dem Vater zu sehen und verfehlte nicht, die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen der neapolitanischen Gesellschaft auf sich zu lenken. Graf Montbrisant mietete ein schönes Haus auf der Höhe von Mergelina, von wo aus eine prächtige Fernsicht auf den Vesuv sich bot. Er fing an ein Haus zu machen, denn er hatte in Neapel ziemlich viele Bekannte, da er in früheren Jahren, als seine Frau noch gelebt, längere Zeit in der schönen Seestadt in Garnison gelegen.

Der General empfing gern Leute bei sich, um so mehr, als er bemerkte, daß seine Ga-

briele hier ebenso gefiel wie in Verona. Das junge Mädchen hatte nun aufgehört, so ernsthaft den Studien obzuliegen wie bisher; die gesellschaftlichen Pflichten nahmen sie vielfach in Anspruch. Mit dem Anbruch der guten Jahreszeit mußte der Graf nach Ischia sich begeben, um dort die rheumatischen Schmerzen zu heilen, welche ihn seit einiger Zeit plagten. Er wohnte mit seiner Tochter im Hotel Bellevue, in welchem eine sehr vornehme Gesellschaft sich zusammen gefunden hatte. Da gab es Sizilianer, Mailänder, Ligurier und einen einzigen Römer, einen jungen Mann von etwa dreißig Jahren, namens Enrico Sironi, man begriff nicht recht, wie der hierher kam an einen Ort, wo es eigentlich nur kranke Leute gab oder solche, welche dieselben begleiteten.

Enrico war sehr mit dem Grafen Ceriano befreundet, da die beiden in der gleichen Anstalt erzogen worden und der Graf, welcher sich freute, seinen Jugendgenossen hier wiederzufinden, stellte ihn gleich der ganzen Gesellschaft im Hotel Bellevue vor.

Sironi war angeblich in einem kleinen Schiffchen von Anzia nach Ischia gekommen, da er sich durch die Schönheiten der Gegend dorthin gezogen fühlte, aber die alten Herren, welche an der Gicht litten, lächelten boshaft zu dieser Behauptung und blickten zu der schönen Gabriele hinüber, in welcher sie die einzige Ursache dieses sich immer mehr verlängernden Aufenthalts finden zu sollen vermeinten.

Graf Ceriano hatte Enrico den Beinamen „der Gladiator“ gegeben und diese Bezeichnung paßte denn auch vortrefflich auf ihn. Hochgewachsen und ebenmäßig gebaut, hatte er einen zierlichen Kopf mit niederer Stirn und bleicher Gesichtsfarbe; seine schwarzen Augen konnten aber auch wieder sehr sanft und seelenvoll in die Welt blicken; in dem Munde mit den üppigen Lippen sah man weiße, regelmäßige Zähne.

Die Sironis stammten aus der Provinz Ciociarra, jener Provinz, welche Rom immer mit den schönsten Männern, mit den tüchtigsten Denkern versehen hat. Die Familie Sironi hatte es verstanden, durch Geldgeschäfte ein namhaftes Vermögen sich zu machen, die Brüder Enricos waren leidenschaftliche Jäger, er selbst, der Liebling seines Onkels, welcher jahrelang Nuntius in Lissabon und später in Bayern gewesen war, hatte seine Erziehung im Kloster von Mondragone erhalten, wo sein rauhes Wesen im Verkehr mit den andern Patriziersöhnen einigermaßen abgeschliffen wurde. Kaum ha[illegible]r die Schulzeit hinter sich, als Mons[illegible]aldorelli ihn nach München beschied, [illegible] er durch tüchtige Lehrer seine wissenscha[illegible]he und litterarische Erziehung vollende[illegible] sollte. Der Aufenthalt in einer Stadt, in welcher ernstes Studium ein Bedürfnis ist, in welcher tüchtiges Wissen von allen als unerläßlich angesehen wird, hatte aus Enrico einen Jüngling gemacht, der grundverschieden war von den Studiengenossen in Mondragone.

Nach dreijährigem Aufenthalt in der Fremde fühlte sich Enrico, als er nach Rom zurückgekehrt, unter den einstigen Genossen nicht mehr heimisch. Der Onkel war gestorben und hatte ihn zu seinem Erben eingesetzt, er aber zog nach Anzia, wo er ein Grundstück kaufte, sich eine prächtige Villa baute und einen herrlichen, bis an das Meer hinabreichenden Garten anlegte.

Damals war jene Gegend noch nicht so von der Kultur beleckt wie heute und eben deshalb gefiel sie Enrico; er verbrachte zehn Monate des Jahres dort und wenn die wenigen römischen Badegäste eintrafen, schloß er sein Haus ab und ging auf Reisen. So war er in Syrien, Aegypten, in Holland gewesen, so hatte er das Nordkap und Rußland kennen gelernt und von überall wertvolle Erzeugnisse der alten und der neuen Kunst und der Gewerbe mitgebracht, die er dann während der Wintermonate in seinem Hause ordnete.

Diese angenehmen Beschäftigungen schützten ihn vor der Gefahr, in der Einsamkeit zu versauern, und während sein Körper bei dem Leben in der freien Luft, bei den Jagdausflügen und weiten Spazierritten immer mehr an Kraft zunahm, befaßte sich sein reger Geist in den Stunden, in welchen er zu Hause weilte, mit ernster, gediegener Lesung.

Enrico setzte einen Stolz darein, sein Haus so schön und gemütlich als möglich in stand zu setzen; es erfüllte ihn mit lebhafter Befriedigung, wenn im Frühling irgend ein ehemaliger Studiengenosse in Anzia ihn besuchte, und er demselben in seinem Heim alles ebenso behaglich bieten konnte, wie dieser in der Stadt es zu finden gewohnt sein mochte.

(Forts. folgt.)



Getäuschte Erwartung.

Meister Reineke, wenn ihm nichts andres zu Gebot steht, begnügt sich wohl auch mit Mäusen, sogar Fröschen. Allein, wenn er es haben kann, zieht er als bekannter Feinschmecker das Geflügel allem andern vor. Die Hühnerhöfe und Ställe haben jedoch zu seinem Aerger nicht nur meist sehr wohl verschlossene Thüren, sondern auch so böswillige Bewacher für die Insassen, daß Reinekes Gaumen derartige Braten leider nur höchst selten zu kosten bekommt. Ganz ähnlich ergeht es ihm auch mit den Flüglern in Wald und Feld. Schleicht er sich auch, schattenhaft fast, in die Nähe irgend eines Vogels, ein knisternder Halm, ein knackender Zweig verrät sein Nahen, und der erhoffte Schmaus wird, wie unser Bild es andeutet, zu Luft.



Zu unsern Bildern.

Adolf v. Bardeleben (Seite 5). Unerwartet für weitere Kreise starb zu Berlin am 24. September 1895 A. v. Bardeleben, ordentlicher Professor der Chirurgie an der Friedrich-Wilhelms-Universität und den militärärztlichen Bildungsanstalten, Direktor der Chirurgischen Klinik bei der Charité, Generalarzt à la suite des Sanitätskorps und preußischer Geh. Obermedizinalrat. A. v. Bardeleben, ursprünglich Adolf Schwager, wurde am 1. März 1819 zu Frankfurt a. O. geboren. Nach dem vorzeitigen Tode seiner Mutter kam er in das Haus seines Oheims Heinrich Bardeleben, eines Juristen von Ruf, der zuletzt das Amt eines Justizkommissars bekleidete, und der dafür sorgte, daß die Anlagen seines Neffen und Pflegesohnes sich zur vollen Reife entwickelten. Ihm zum Danke nannte sich der Neffe zuerst Schwager-Bardeleben und später Bardeleben. Mit 18 Jahren bezog er die Universität. Er studierte in Berlin und Heidelberg. Bardeleben gedachte in jungen Jahren, sich ganz der Frauenheilkunde zu widmen; von dieser Absicht machte ihn der Anatom Bischof abwendig, unter dessen Leitung Bardeleben die Durchforschung der Drüsen ohne Ausführungsgänge vornahm. Die Ergebnisse dieser Studien legte er 1841 in seiner Doktorschrift dar. Bald darauf machte ihn Bischof zu seinem Assistenten und Prosektor. Im Jahre 1843 wurde Bardeleben bereits als Privatdozent für Anatomie und Physiologie bei der Universität Gießen zugelassen. Allein für die Dauer behagte ihm die theoretische Medizin nicht. Er wurde unter der Leitung Wernhers Chirurg. Seine Leistungen als Forscher und Lehrer fanden in dem Maße die Anerkennung seiner Fachgenossen, daß ihm auf deren Vorschlag 1848 eine außerordentliche Professur übertragen wurde. Noch in demselben Jahre wurde Bardeleben als ordentlicher Professor und Direktor der Chirurigischen Klinik nach Greifswald berufen, wo er bis 1868 wirkte, dann kam er an die Universität in Berlin, wo er die Leitung der Chirurgischen Klinik im Charité-Krankenhause übernahm. Hier unterrichtete er sowohl die Civil- als die Militär-Studierenden. In den Kriegen von 1866 und 1870/71 stand er als Generalarzt im Felde. Aus Frankreich brachte er das eiserne Kreuz 1. Klasse mit heim. Von den wissenschaftlichen Leistungen Bardelebens sind zwei besonders hervorzuheben. An erster Stelle kommt sein „Lehrbuch für Chirurgie". Die zweite Großthat Bardelebens ist die Einführung der Listerschen antiseptischen Wundbehandlung in Deutschland. Es haben dabei noch andre Chirurgen mitgewirkt; Bardeleben aber war zeitlich der erste in Deutschland, der für sie eintrat. 1891 wurde er gelegentlich seines 50 jährigen Doktor-Jubiläums geadelt.

Richtige Antwort. Richter: „Angeklagter, Sie wohnen?" Angeklagter: „Bei meinem Bruder!" Richter: „Und Ihr Bruder wohnt?" Angeklagter: „Bei mir!" Richter: „Ganz recht, — und Sie beide wohnen also wo?" Angeklagter: „Zusammen!"



Strafen im Altertum. Bei den Aegyptern zielte die Hauptsache aller Strafbestimmungen darauf, die Wiederholung eines Verbrechens nicht blos seelisch, sondern auch körperlich unmöglich zu machen, indem sie demselben die Folie und den Geburtsherd entzogen. Daher wurden z. B. Fälschern von Urkunden, Siegeln, Attesten, Falschmünzern u. s. f. beide Hände abgehauen. Wer Staatsgeheimnisse verriet, dem wurde die Zunge ausgeschnitten. Einer Ehebrecherin wurde die Nase, welche in den ägyptischen Schönheitsbegriffen eine hochwichtige Rolle spielte, abgeschnitten. Außer den Leibesverstümmelungen kamen auch Spießruten sehr häufig zur Anwendung und „Prügelsuppen" von 1000 Stockschlägen waren keine Seltenheit. Auch Fastenkuren werden oft von den ägyptischen Richtern verordnet. Geld- und Gefängnisstrafen gab es nicht. Sehr schwere Verbrecher wurden entweder zu harter, aufreibender Arbeit im Dienste des Staates, wie Aufführung von Stadtgräben, Dämmen, Mauern, Kanal- und Palastbauten, was aber dann als eine Art von Begnadigung angesehen wurde, verwendet oder mit dem Tode bestraft. Die Todesstrafe bestand meist in Erdrosselung, Hinrichtung, feierlicher Verbrennung.

Wasserkur. „Der Arzt hat mir empfohlen, ich solle Mineralwasser trinken!" — „So, und was trinken Sie da?" — „Danziger Goldwasser!"

Kompliment.



Schwiegermama: „Ich weiß nicht, mir ist seit einigen Tagen schon wieder recht nichtswürdig zu Mute."
Schwiegersohn: „Man sieht's, gnädige Frau Mama!"

Richtige Erkenntnis. Arzt: „Meine Gnädige, Ihr Leiden ist bedenklich, Sie bedürfen der größten Ruhe." Dame: „Aber bitte, sehen Sie doch einmal meine Zunge an." Arzt: „Bedarf noch größerer Ruhe, meine Gnädige."

Rätselhafte Inschrift.

·HECA· ·CHARI·AS·
·GENERA· LITERŌS·VE·
·IN·
·ERGOS· ·E·

(Auflö[illegible] folgt in nächster Nummer.)

Verdäc[illegible] Einladung. Afrikareisender (bei den [illegible]enschenfressern): „Heut bin ich beim König Abuhuzzu zum Essen eingeladen. Ich glaub', ich thu' besser, nicht hinzugehen, — man weiß doch nicht recht, wie's gemeint ist!"

Reim-Füllrätsel.

Das sind Stunden, die herrlich entflossen,
Die man mit sinnigen Freunden verbringt,
Jubel der Jugend das Herz durchdringt,
Scherz und Witz dem Urquell entsprossen.
Lichte Gedanken zu Reden sich paaren,
Lieder um schäumende Becher sich scharen,
Und die Erinn'rung den Griffel schwingt,
Wie man mit seinen ◡–◡ ◡–◡.

Scherz-Buchstabenrätsel.

Mit ü kauft's der Vater dem Sohn, der studiert,
Der dann für mit e es beim Händler verliert.

Krebswort-Rätsel.

Der Himmel ist dunkel, der Windhauch schweigt,
Mein erstes auf Flur und auf Feldern sich zeigt;
Es ballt sich zu Formen mit mächt'ger Gestalt,
In Schleier hüllt es den zitternden Wald. —
Die Zeichen verkehrt, so zeigt es sich
Als ein Ding so seltsam und wunderlich,
Wir haben es alle, so schnell es verrann,
Wir geben es wieder und wissen nicht wann! —

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Buchstaben-Rätsels: **Pallast, Stall, Last;**
der Aufgabe: **Jung gewohnt, alt gethan.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.